

## *Geboren im Lebensborn*

Als eines der etwa 12000 Kinder, die in einem deutschen Lebensborn-Heim geboren wurden, erblickte ich am 7. Mai 1940 im Heim "Harz" in Wernigerode das Licht der Welt und bekam den Namen Ursula Editha Menges. Zumindest steht dies in der, nachträglich im Jahre 1946, vom Standesamt Wernigerode ausgestellten Geburtsurkunde, die meine späteren Pflegeeltern über den Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes erhielten. Seltsamerweise hatte ich immer Zweifel an der Richtigkeit dieser Angaben, Zweifel, die sich aber nicht begründen ließen. Dennoch hatten diese Daten bis vor Kurzem noch Gültigkeit für mich, es gab ja keine anderen Unterlagen. Meine Originalpapiere, die mit mir durch alle 5 Heime, in denen ich bis 1945 Aufenthalt hatte, gewandert sind, müssen in Steinhöring im Heim „Hochland“ verblieben sein, meiner letzten Station. Dort hatte man allerdings bei Kriegsende kurzerhand alle noch vorhandenen Unterlagen vernichtet, um sie nicht in die Hände der Alliierten kommen zu lassen. Meinen späteren Pflegeeltern konnte man jedenfalls weder eine Geburtsurkunde noch ein Taufzeugnis aushändigen. Seit Kurzem nun weiß ich, dass meine Zweifel an den Daten in der Tat berechtigt waren. Mit Hilfe des Vereins „Lebensspuren e.V.“ in Wernigerode und dessen Recherchen erfuhr ich vor wenigen Tagen, dass ich nicht am 7. Mai, sondern am 7. Juni geboren wurde und der zweite Vorname nicht Editha, sondern Christa lautet. Diese Nachricht hat mich dann doch sehr betroffen gemacht, schließlich habe ich 70 Jahre lang Geburtstag gefeiert, an einem Tag, an dem ich eigentlich noch gar nicht geboren war!

Es muss im Jahre 1939, oder vielleicht auch schon früher gewesen sein, als meine leibliche Mutter, Katharina Menges, damals wohnhaft in Limburg an der Lahn, den Angehörigen der Waffen SS Karl Häusing kennenlernte, einen überzeugten und getreuen Gefolgsmann Hitlers und Verfechter der wahnwitzigen Idee von der Züchtung einer arischen und nordisch geprägten Rasse. Mit diesem Mann nun ging Katharina eine Beziehung ein, die letztendlich zu meiner Geburt führte. Karl Häusing selbst war verheiratet und bereits Vater von drei Kindern, und daher keineswegs an der Fortdauer einer Beziehung mit Katharina interessiert. Der Verdacht liegt nahe, dass er lediglich Hitler's Auftrag an die Angehörigen der SS befolgt hatte, auch außerhalb ihrer Ehe, Kinder mit Partnerinnen „reinen und edlen Blutes“ zu zeugen, um den Bestand der arisch-wertvollen Rasse zu sichern. Denn nach Bekanntwerden der Schwangerschaft distanzierte er sich sogleich von jeglichen Vaterpflichten, erkannte zumindest aber die Vaterschaft an und sorgte noch dafür, dass Katharina im Lebensbornheim „Harz“ in Wernigerode unterkam und somit heimlich und diskret entbinden konnte. Danach aber brach er den Kontakt zu meiner Mutter gänzlich ab und hat vermutlich auch sein Kind nie gesehen. Er starb am 9. Juni 1943 bei Köln. All diese Informationen fand ich aber erst sehr viel später heraus, als ich bereits erwachsen war und mit der Suche nach meinen Wurzeln, und damit auch nach meiner Identität, begonnen hatte. Über den Vater ist mir ansonsten so gut wie nichts bekannt. Vielleicht bringen weitere Nachforschungen irgendwann doch noch etwas Licht ins Dunkel. Da es auch keinen Taufschein gab, ging man davon aus, dass ich meinen Namen bei der im Lebensborn üblichen Namensgebungsfeier erhalten hatte. Demnach wurde ich als Achtjährige in München nachträglich getauft. In Wernigerode blieb ich etwa ein halbes Jahr und kam anschließend für etwa 1 Jahr nach Kohren-Sahlis bei Leipzig in das Heim "Sonnenwiese", doch die zeitliche Aufeinanderfolge der einzelnen Heimaufenthalte lässt sich nur vermuten, genau kenne

ich sie nicht. Nach der Zeit in Kohren-Sahlis evakuierte man mich mit einer großen Anzahl weiterer Kinder ins Heim "Taunus" nach Wiesbaden.

Hier etwa beginnen meine ersten, allerdings noch sehr vagen Erinnerungen. Da war zum Beispiel eine blonde Frau, die mich hin und wieder besuchte, auch ein kleines Geschenk mitbrachte, einen Teddybären zum Beispiel, mit mir spazieren ging und mit mir spielte, mir ein Märchen vorlas. Es ist anzunehmen, dass dies meine Mutter war, denn sie wohnte damals kurzzeitig in Wiesbaden, aber ich kann mich nicht erinnern, in jener Frau meine Mutter gesehen zu haben. Sicherlich kannte ich den Begriff Mutter gar nicht. Beim Zurückblättern in meiner Lebensgeschichte treten zuweilen auch ganz frühe Bilder auf, Bilder, die darauf schließen lassen, dass es beim Essen, bzw. Füttern im Heim oftmals zu Handlungen gekommen sein muss, die man heute als pädagogische Entgleisung bezeichnen würde. Schlechten Essern hielt man kurzerhand die Nase zu, das Öffnen des Mundes war dann die natürliche Folge und schon wurde der volle Löffel hineingeschoben, da half kein noch so erbittertes Weinen oder sich zur Wehr setzen. Zu diesen lustlosen Essern muss ich wohl gehört haben, denn ich hatte während meiner gesamten Kindheit Probleme mit dem Essen, und selbst noch im Erwachsenenalter musste ich erst langsam lernen, dass Essen kein "Muss" ist, sondern auch Genuss sein kann. Ein weiteres Bild taucht unvermittelt vor meinen Augen auf, ein düsteres Bild, das mich wieder und wieder in dunkle Kammern führt. Wenn man nicht artig war, wurde man für eine bestimmte Zeit, sie mochte nicht wirklich lang gewesen sein, aber als Kind erscheinen auch ein paar Minuten endlos, in eine Art Besenkammer gesperrt, die obendrein fensterlos war. Die Angst, die diese Strafmaßnahme in mir ausgelöst hat, erklärt mir heute, warum mich zeitlebens, auch heute noch, panische Angst vor geschlossenen, dunklen Räumen überfällt. Bei mir zuhause gibt es daher teilweise gar keine Türen, und wenn doch, dann stehen sie stets offen! Ich hatte lange Zeit keine Erklärung für viele meiner Eigenheiten, doch je mehr ich geforscht habe in den wenigen Erinnerungen, die ich an diese frühen Jahre habe, desto mehr Bilder tauchen auf und heute weiß ich, dass die meisten meiner Ängste auf diese Erlebnisse zurückzuführen sind, zumindest wäre dies eine denkbare Erklärung. Ich erinnere mich aber auch, dass wir, da das Heim "Taunus" hoffnungslos überfüllt war, denn eine große Anzahl Kinder aus anderen Heimen war in kurzer Zeit dazugekommen, zu zweit in einem Gitterbettchen schlafen mussten, ein Umstand, den ich offensichtlich als angenehm erlebte, brachte er doch ein wenig Körperkontakt mit sich, eine menschliche Nähe, die wir ja alle sonst nicht hatten. Ich glaube, dass mir diese Zweisamkeit eine gewisse Geborgenheit vermittelte, die ich sehr genossen habe, da mir genau diese fehlte, als ich in anderen Heimen, im Besonderen auch später bei meiner Pflegefamilie, wieder alleine schlafen musste. Aber auch mein Aufenthalt im Heim "Taunus" war nicht von langer Dauer, denn meine Mutter wollte mich aus dem überfüllten Heim Taunus herausholen und bat den Heimleiter, mich an eine Pflegefamilie in Wiesbaden zu vermitteln. Man fand auch tatsächlich eine geeignete Familie, geeignet im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie, die bereit war, mich bei sich aufzunehmen und bei der man sicher sein konnte, dass man mir die entsprechende nationalsozialistisch geprägte Erziehung vermitteln würde.

Und hier nun enden die nur nebelhaften Erinnerungen, ab jetzt werden sie konkreter. In diesem Hause also fanden regelmäßige Treffen hochrangiger Angehöriger der Waffen SS statt und so blieb es nicht aus, dass die erste Erziehungsmaßnahme, die man mir angedeihen ließ, darin bestand, die Besucher mit "Heil Hitler" zu begrüßen. Manch einer der strammen Männer fand das kleine blonde „Führerkind“ niedlich und beugte sich mit einem väterlichen Lächeln zu mir herab, wollte mich gar auf den Arm

nehmen. Doch immer, noch ehe es soweit kam, entzog ich mich schnell der väterlichen Geste und rannte verschreckt in das große holzgetäfelte Zimmer, das man notdürftig für die Bedürfnisse eines kleinen Kindes hergerichtet hatte. Ich fürchtete diese Männer, nicht nur wegen ihrer harten und befehlsgewohnten Stimmen, sondern vor allem ihrer hohen Schaftstiefel wegen, mit denen sie beinahe täglich energischen Schrittes über das stets frisch gebohnerte Parkett stampften. Der Schaft hatte gerade die Höhe, die meiner Körpergröße entsprach, und ehe ich die Person selbst sehen konnte, stand ich vor diesen riesig anmutenden Stiefeln. Nichtsdestoweniger, ich war inzwischen zu einem gehorsamen und wohl disziplinierten Kind gedrillt worden, sah ich dann nach oben, hob artig meinen rechten Arm zum Hitler Gruß, wie man es mich gelehrt hatte.

Im Allgemeinen war ich jedoch in diesem Hause sehr einsam, meist mir selbst überlassen. Von ganzem Herzen vermisste ich die Kinder und das gemeinsame Spiel im Heim. Meine einzige Ansprechpartnerin war die Haushälterin. Wann immer sie ein wenig Zeit erübrigen konnte, stahl sie sich in mein Zimmer, spielte ein wenig mit mir oder las mir eine Geschichte vor. Diese wenigen Minuten Aufmerksamkeit, die ich durch sie ein- oder zweimal täglich erfahren durfte, muss ich sehr genossen haben, denn diese freundliche Frau, leider entsinne ich mich nicht ihres Namens, meine ich heute noch vor mir zu sehen. Aber auch meine Mutter muss noch einige Male bei mir gewesen sein, leider hinterließ sie keinen bleibenden Eindruck. Ihr Gesicht kenne ich nur von einigen Fotos, in deren Besitz ich später kam. Sicher ist aber, dass ich sie danach niemals mehr wiedergesehen habe. Aber offenbar, so hat man mir berichtet, hielt sie meinen Aufenthalt bei jener Pflegefamilie nicht passend für ein kleines Kind, denn nach nur wenigen Wochen kehrte ich wieder in das Heim „Taunus“ zurück, allerdings erneut nur für kurze Zeit. Denn schon einige Monate später, es muss zwischen 1943 und 1944 gewesen sein, bekamen etwa 50 Kinder, darunter auch ich, eines Tages einen kleinen Rucksack mit unseren winzigen Habseligkeiten, ein paar Butterbroten, einer Flasche Wasser und ein wenig Wäsche zum Wechseln, auf den Rücken geschnallt, dazu wurde uns ein Schild mit unserem Namen darauf um den Hals gehängt. So ausgestattet wurden wir mit einem alten Lastwagen, auf der Ladefläche kauern, zum Bahnhof von Wiesbaden verfrachtet und dort im Waggon eines Güterzuges untergebracht, begleitet von einigen NS Schwestern und einigem Hilfspersonal. Die Schwestern breiteten Decken auf dem Boden aus und hießen uns Kinder darauf zu sitzen. Lange stand der Zug noch auf dem Bahnhof, ehe er sich fauchend und zischend in Bewegung setzte. Zunächst fanden wir Kinder das ganze Unternehmen noch spannend und abenteuerlich, wir dachten an einen fröhlichen Ausflug. Aber es war ein Ausflug ins Ungewisse mit für uns unbekanntem Ziel! Es dauerte jedoch nicht lange bis selbst die Kleinsten unter uns begriffen hatten, dass es sich nicht um ein Abenteuer handelte. Wir Kinder wurden zusehends müde und übellaunig, die Schwestern, ebenfalls erschöpft, immer unduldsamer. Ab und zu hielt der Zug auf freier Strecke, wir mussten den Waggon verlassen, austreten und uns ein wenig Bewegung verschaffen. Manchmal aber hielt der Zug auch an, weil eine nahegelegene Stadt gerade einem Bombenangriff ausgesetzt war. Noch heute kann ich das Dröhnen der Maschinen, die im Tiefflug über uns hinweg donnerten, hören. Nach dem Angriff durften wir kurz aussteigen, dann konnte man den vom nahen Feuer rot gefärbten Himmel sehen, den Rauch der brennenden Häuser riechen und die aschegeschwängerte Luft schmecken. Wir Kinder begriffen natürlich nicht wirklich, was da Furchtbares geschehen war, aber das Entsetzen und die Fassungslosigkeit der Erwachsenen übertrug sich schnell auf uns und verängstigt hockten wir uns wieder auf den Boden des Güterwagens, schliefen auch irgendwann ein, um nach ein paar

Stunden weinerlich wieder zu erwachen. Wir waren hungrig und durstig, längst hatten wir den kleinen Proviant aus unseren Rucksäcken verzehrt, es war von den Organisatoren des Kindertransportes wohl nicht vorausgesehen worden, dass die Fahrt sich solchermaßen in die Länge ziehen würde. Am zweiten Tag der Reise durften wir endlich aussteigen, es war bereits spät am Abend, ein vorläufiges Ziel war erreicht. Wieder wurden wir in mehrere Lastwagen gepfercht und fuhren über eine schmale Landstraße zu einer kleinen Stadt. Für ein paar Wochen brachte man uns in das Kinderheim "Franken" im Kreis Ansbach. Doch kaum hatte man sich dort ein wenig eingelebt, ging's erneut auf Reisen, und wieder war das Transportmittel ein Güterwaggon. Irgendwann erfanden wir Kinder, mangels anderer Beschäftigungsmöglichkeit, ein unterhaltsames Spiel, wir tauschten die uns umgehängten Namensschilder untereinander aus, was später bei der Ankunft im Heim „Hochland“ noch für große Verwirrung sorgen sollte. Nach mehreren Zwischenaufhalten auf freier Strecke, erreichten wir endlich unser Ziel: das Heim "Hochland" in Steinhöring bei München. Ich erinnere mich sehr gut an diese Zeit. Zum ersten Mal erlebte ich annähernd so etwas wie Zuwendung und Herzlichkeit. Die Schwestern und Betreuerinnen waren ausnehmend freundlich zu uns, beinahe mütterlich, wenngleich auch sie sehr viel Wert auf absolute Disziplin legten. Ich erinnere mich besonders an eine junge Schwester, wie sie hieß weiß ich leider nicht mehr, die an einer schweren Infektion erkrankt war, und daher von uns isoliert worden war. Von ferne winkten wir uns täglich durch eine Glaswand zu, ehe wir uns auf unseren gewohnten Spaziergang machten. Natürlich war auch dieses Heim inzwischen überfüllt, wieder schliefen wir zu zweit in einem Kinderbett, aber das liebte ich ohnehin. Es muss Sommer gewesen sein, denn wir unternahmen wunderschöne Ausflüge durch Wiesen und Felder, spielten im Wald und die Schwestern überraschten uns hin und wieder sogar mit einem richtigen Picknick. Noch immer kann ich diesen würzig schweren Duft vom Wald und den damaligen Wiesen mit ihrer reichen Blumenvielfalt riechen. Später suchte ich oft noch, diesen intensiven Geruch wieder zu finden, konnte ihn jedoch nie mehr in dieser Intensität erleben. In „Hochland“ schloss ich auch meine ersten Kinderfreundschaften. Besonders gern war ich mit Peter zusammen, an seinen Namen erinnere ich mich lebhaft, wir waren unzertrennlich, auch, wenn ich manchmal ein wenig gekränkt war, wenn er mir an seinen fünf Fingern vorzählte, dass er schon fünf Jahre alt sei und ich erst vier, aber das tat unserer Freundschaft keinen Abbruch. Eines Tages, dieses Erlebnis hat sich mir tief eingepägt, Peter und ich hatten uns ein wenig von den anderen entfernt, was eigentlich streng verboten war, hatten im Wald einen kleinen Seitenpfad eingeschlagen und waren unvermittelt vor einem toten Pferd gestanden. Es lag einfach auf dem Waldboden, von Fliegen umschwärmt. Ganz friedlich lag es da auf dem Moos, als schliefe es. Fasziniert und erschrocken gleichermaßen, betrachteten wir das tote Tier eingehend und ich glaube, es war das erste Mal, dass ich eine leise Ahnung bekam, was der Tod bedeutete, dass dies hieß, niemals mehr aufwachen, vielleicht ein erstes vages bewusst werden der Endlichkeit allen Seins. Wie lange mein Aufenthalt in Steinhöring tatsächlich dauerte, vermag ich nicht zu sagen, waren es nur Wochen oder doch einige Monate? Aber mit Sicherheit weiß ich, dass die Amerikaner bereits einzogen, denn auf unseren Spaziergängen in den nahe gelegenen Wald, mussten wir eine Straße überqueren, die für uns bislang kein großes Hindernis dargestellt hatte, da sie kaum befahren war. Eines Tages aber mussten wir uns immer zu fünfen an den Händen fassen, eine Erzieherin und rechts und links jeweils zwei Kinder, und am Straßenrand den Abstand zwischen zwei Panzern abwarten, dann rannte die Betreuerin mit uns auf die andere Seite. Dort warteten wir,

bis alle Kinder auf diese Weise die Straße überquert hatten. Wir Kinder fanden das ein gar lustiges Spiel, die Betreuerinnen sahen in dieser Aktion sicherlich eine sehr riskante Aufgabe. Die endlosen Panzerkolonnen stellten für uns Kinder ein sehr beeindruckendes Schauspiel dar, das wir mit großer Neugierde verfolgten.

Ich erinnere mich auch, dass von nun an immer mehr Kinder verschwanden, Kinder mit denen man gestern noch gespielt hatte, mit denen man Freundschaft geschlossen hatte. Wo sind sie verblieben?

Aber auch meine Zeit war nahezu abgelaufen, wie sich bald herausstellen sollte. Nur Peter war mir bis zum Schluss geblieben und mein inzwischen sehr mitgenommener Teddybär, den ich, soweit mein Erinnerungsvermögen reichte, in allen Heimen bei mir gehabt hatte.

Eines Tages, es war an einem heißen Augusttag, holte mich eine Schwester am späten Vormittag aus dem Spielzimmer, tat sehr geheimnisvoll und sagte, ich müsse jetzt ganz lieb und vor allem höflich sein, ich solle auch auf keinen Fall vergessen, einen artigen Knicks zu machen. Sie zog mir eine saubere Spielhose an, wusch mir Gesicht und Hände, und band mir frischgebügelte Schleifen in meine Zöpfe. Danach führte sie mich ins Besucherzimmer, nicht ohne mich auf dem Weg dorthin nochmals zu ermahnen, besonders folgsam zu sein. In dem Besucherraum saßen eine Frau und ein Mann, die sich bei unserem Eintritt erhoben und auf uns zukamen, vor mir stehenblieben und mich von Kopf bis Fuß musterten, mir dann die Hand gaben und mich nach meinem Namen fragten. Dann wandten sie sich an die Schwester, mit der Bitte den Heimleiter, Herrn Dr. Ebner zu sprechen. Die Schwester meinte daraufhin, dieser sei im Augenblick nicht im Hause, er habe sie aber angewiesen, ihnen die kleine Ursula vorzustellen, ein anderes Kind sei im Augenblick nicht vermittelbar. Sie wisse zwar von dem Wunsch der Herrschaften, dass sie einen Jungen bevorzugt hätten, aber da gebe es nur den kleinen Peter, der aber habe eine Missbildung, zwar unbedeutend, aber eben doch nicht übersehbar, es handle sich um eine Hasenscharte. Herr Dr. Ebner sei davon ausgegangen, dass der Herr Architekt und seine Frau ganz gewiss kein missgebildetes Kind in Pflege nehmen wollten, ihm sei bekannt, dass das Ehepaar das Ideengut des Nationalsozialismus stets befürwortet habe, vor allem was die Rassenfrage anbelange. Wie alt das Kind genau sei, wisse man derzeit nicht, der Arzt habe es bei seiner Ankunft im Heim auf vier Jahre geschätzt auf Grund seiner Körpergröße und seiner eher schwächtigen Statur, es könne dennoch, gemessen am geistigen Reifegrad, auch schon fünf sein, aber es sei gesund und von arischer Abstammung, man habe dies getestet, die Schädelmaße entsprächen exakt den rassistisch vorgegebenen Normen. Bei diesen Erklärungen, währenddessen der Mann noch etwas zögerlich und misstrauisch den Erklärungen der Schwester folgte, beugte sich die Frau plötzlich zu mir hinunter, strich mir mit der Hand über die Haare und meinte zu ihrem Mann gewandt: „Eigentlich ist sie doch ganz süß die Kleine, lass es uns einfach versuchen!“ Dann an mich die Frage: „Ursula, möchtest Du denn mit uns kommen und bei uns wohnen?“ „Gehen wir denn in ein neues Kinderheim? Und kann der Peter auch mitkommen?“ fragte ich schüchtern zurück. „Nein den Peter kannst du nicht mitnehmen, aber du kannst ihn vielleicht einmal besuchen. Und wir fahren auch nicht in ein Kinderheim, sondern zu uns nach Hause“ erwiderte meine zukünftige Pflegemutter. Und während ich noch unschlüssig dastand, nahm mich die Schwester an der Hand, schob mich zur Tür hinaus, und ehe ich mich versah, standen wir auf der Straße, die fremde Frau und der Mann zogen mich mit sich und strebten eilends der nahegelegenen Bushaltestelle zu. Die Schwester hatte mir noch einmal kurz zu gewunken, ehe sie wieder ins Haus entschwand, wieder ein Abschied, erneute Trennung vom Gewohnten. Wie oft noch?

Vom Heim hatte man mir nichts mitgegeben, außer dem, was ich am Leibe trug, und das war angesichts des heißen Sommertages nicht viel, und natürlich meinen zerschlissenen Teddy, an den ich mich jetzt ängstlich klammerte. Mit einem alten Omnibus fuhren wir nach München hinein, wieder eine Veränderung, wieder ein unbekanntes Ziel, wieder fremde Menschen! In der Wohnung angekommen, gab man mir keine Zeit, mich mit der neuen Umgebung vertraut zu machen. Man setzte sich sogleich zu Tisch zum späten Mittagessen. Da ich spürte, dass die beiden fremden Leute mich während des Essens ununterbrochen beobachteten, meine Tischmanieren begutachteten, mich auch sogleich ermahnten, den Ellenbogen vom Tisch zu nehmen, konnte ich kaum einen Bissen herunterbekommen. Nach mehrmaliger Aufforderung, nun aber zügig zu essen, brach ich in Tränen aus. Plötzlich war alles so anders, ich war das Essen mit vielen anderen Kindern gewohnt, ach, ich vermisste sie schon jetzt! Die zukünftigen Pflegeeltern beendeten das Essen abrupt, brachten mich ins Schlafzimmer, wo man am Boden eine Matratze ausgebreitet hatte, da noch kein Kinderbett vorhanden war, und forderten mich auf, mich dort hinzulegen und Mittagsschlaf zu halten, verließen den Raum und, was für mich das Schlimmste war, sie schlossen energisch die Tür. Meine Angst steigerte sich ins Unermessliche, ich begann zu schreien, aber es half nichts, ich blieb zurück, allein mit meiner Trostlosigkeit. Ich traute mich aber auch nicht, einfach wieder aufzustehen und hinauszulaufen. Irgendwann, müde vom Weinen, war ich dann wohl doch eingeschlafen. Und als ich erwachte und mich in der neuen Umgebung orientieren musste, zunächst nicht realisieren konnte wo ich mich denn eigentlich befand, nahm ich schließlich all meinen Mut zusammen, stand auf und rannte zur Tür, aber draußen auf dem Flur und auch im Wohnzimmer konnte ich niemanden finden. In meiner Verzweiflung und dem übergroßen Verlassenheitsgefühl, das mich nun überfiel, fing ich erneut an zu weinen. Irgendwann entdeckte ich noch eine weitere Tür, öffnete sie tränenüberströmt und fand mich in der Küche wieder. Dort saß am Küchentisch eine etwas ältere Frau in einem Buch lesend, aber keine Spur von den Pflegeeltern. Aufs Äußerste irritiert, wollte ich gleich wieder hinauslaufen, doch die Frau stand auf, holte mich zu sich heran, lächelte, streichelte mir über den Kopf und begann tröstend und beruhigend auf mich einzureden. Nach einiger Zeit setzte sie sich wieder und es gelang ihr sogar, mich so weit zu beruhigen, dass sie mich auf den Schoß nehmen konnte, um mir mit freundlicher Stimme zu erklären, sie sei die „Tante Lene“ und meine zukünftigen Pflegeeltern seien nur kurz in die Stadt gegangen, kämen aber bald zurück. Diese Tante Lene sollte mir später vertrauter sein, als es jemals meine Adoptiveltern wurden.

Für mich begann nun ein völlig anderes Leben, ein Leben als Familienmitglied, ein Leben, das ich bislang nicht kennengelernt hatte. Die Pflegeeltern, die ich Mutti und Vati nennen sollte, waren sehr bemüht, mich an diese neue Lebensform zu gewöhnen, ein Leben ohne Kinder, ohne gemeinsame Mahlzeiten, ohne gemeinsames Zubettgehen. Ich kam mir unendlich verloren vor und sehnte mich zurück nach meinen alten Spielgefährten, vor allem nach Peter. Die Eltern waren sehr streng, Disziplin, Gehorsam und Leistung standen an oberster Stelle. Sie waren nicht unfreundlich, aber sie konnten keine Wärme und noch weniger Nähe vermitteln, Zärtlichkeit war ihnen überaus fremd. Der Vater meinte zudem, Liebkosungen verweichlichten den Charakter und führten zu Schwäche, machten dumm. Die Mutter, von Beruf Pianistin, begann auch sogleich Leistung zu fordern, indem sie schon wenige Wochen nach meinem Einzug begann, mir Klavierstunden zu geben. Sie forderte konsequentes, tägliches Üben, Tonleiter hinauf und hinunter, eine Stunde

lang. Die Klavierstunden endeten stets mit Tränen und Verzweiflung. Irgendwann, etwa nach einem halben Jahr, hielt sie mich für zu unbegabt und unmusikalisch, resignierte und gab den Unterricht wieder auf, eine Erlösung für mich! Die Eltern forderten mich auf, von früher zu berichten. So begann ich von früher zu erzählen, alles, was ich noch wusste von den Heimen, von der langen Fahrt im Güterzug, von dem Dröhnen der Flugzeuge, von dem Feuer. Sie ließen mich eine Weile gewähren. Und ich fragte jeden Tag nach Peter, wann wir ihn denn besuchen würden, doch leider wurde dieses Versprechen niemals eingelöst. Die Mutter schrieb dankenswerter Weise meine Berichte in ein kleines Büchlein. Diese Aufzeichnungen fand ich Jahre später auf dem Dachboden in einer alten Kiste wieder. Sie halfen mir sehr, die inzwischen dem Vergessen anheimgefallenen Bilder aus meiner frühesten Kindheit wieder aufzufrischen. Aber dann passierte eines Tages etwas furchtbares, das mich für geraume Zeit verstummen ließ, mir die Sprache verschlug. Die Pflegeeltern meinten, nun, da ich alles erzählt hätte, sei es an der Zeit, alles zu vergessen, die Erinnerungen aus der Vergangenheit auszulöschen, ohnehin habe meine leibliche Mutter mich nicht gewollt, denn sonst hätte sie mich nicht im Heim gelassen, auch sonst sei ich nirgendwo erwünscht gewesen. Von nun an gäbe es nur noch die Gegenwart, ein anderes und völlig neues, besseres Leben. Ich hätte nun richtige Eltern, zwar sei ich bislang nur zur Pflege, aber irgendwann würden sie mich adoptieren, und ab jetzt sei es verboten, jemals wieder von der Vergangenheit zu sprechen, vor allem nicht, anderen Leuten gegenüber. Mit diesen Worten öffneten sie das Ofentürchen, wir hatten damals in der Küche noch einen Kohleherd, und der Vater warf vor meinen Augen meinen geliebten alten Teddy in die Flammen. Ich schrie auf, konnte nicht fassen, was da geschah, lief hinaus, kauerte mich schluchzend in die hinterste Ecke eines großen Kleiderschranks. Diese Szene ist mir noch heute so gegenwärtig, als wäre sie gestern geschehen, und sie erschüttert mich noch immer. Die Eltern versuchten mit mir zu reden, versprachen mir eine neue, schöne Puppe, konnten meinen Schmerz aber in keinster Weise nachvollziehen. Der Teddy war meine Vergangenheit, er hatte mich in fünf Heimen begleitet, ich hatte ihn auf der langen Reise nach Bayern an mich gedrückt, hatte all meine Tränen in sein, mittlerweile zerzaustes Fell geweint, und nun hatte man meine Vergangenheit einfach ins Feuer geworfen! Es war, als hätte man mir meine Identität genommen! Von diesem Tag an verstummte ich, im wahrsten Sinne des Wortes. Ich sprach nicht mehr, und es sollte Monate dauern, bis ich wieder mit meinem Umfeld verbal zu kommunizieren begann. Die Eltern müssen sicher verzweifelt gewesen sein, und weil sie nicht begreifen konnten, was eigentlich geschehen war, suchten sie mit mir einen Arzt nach dem anderen auf. Ich wurde untersucht und getestet, jedoch ohne Erfolg. Mit Kinderpsychologie und Trauma Verarbeitung im heutigen Sinne hatte man sich zu damaliger Zeit noch nicht auseinandergesetzt. Überhaupt spielte das Seelenleben eines Kindes zu jener Zeit aus Sicht der Erwachsenen eine sehr untergeordnete Rolle. Doch eines Tages suchte meine Pflegemutter einen jungen, aufgeschlossenen Kinderarzt auf, den man ihr empfohlen hatte. Er war der erste Arzt, der darauf bestand, mich ohne Beisein der Mutter zu testen, und er war auch der erste Arzt, der mich aufforderte, von meiner Vergangenheit zu erzählen, sehr behutsam und sehr einfühlsam, ohne Drängen, nachdem er mein Zögern spürte, denn ich hatte doch ein striktes Verbot, von meiner Vergangenheit zu erzählen. Das geduldige, subtile Bemühen dieses einfühlsamen Kinderpsychologen zeigte bald Erfolg, denn tatsächlich begann ich nach einer Weile, wenn auch zunächst nur sehr zurückhaltend, zu berichten. Ich erinnere mich noch, dass ich zunächst über den Klang meiner eigenen Stimme überrascht, ja beinahe erschrocken war, zu lange hatte ich mich selbst

nicht mehr sprechen hören. Ich erzählte auch die Geschichte mit dem Teddybär, die ja der Auslöser gewesen war. Ich weiß nicht, was der Arzt nach diesem Gespräch mit meiner Mutter noch besprach, aber seltsamerweise läutete wenige Tage später eine Frau vom Jugendamt bei uns an der Haustür und führte ein langes Gespräch mit der Mutter.

Der normale Alltag kehrte langsam wieder ein, ich spielte viel allein, hin und wieder aber, und das liebte ich sehr, nahm mich die Mutter abends vor dem Ofen in der Küche auf den Schoß. Die Küche war der einzige geheizte Raum in der Wohnung. Im spärlichen Schein der Flammen las sie mir dann ein Märchen vor. Zu dieser Zeit, in den ersten Abendstunden, gab es für etliche Stunden kein elektrisches Licht. Das waren die wenigen Augenblicke, in denen ich so etwas wie Nähe spürte. Überhaupt verhielt sich die Mutter während der Abwesenheit des Vaters anders mir gegenüber, zärtlicher, empathischer, wenn es um meine kleinen Kümernisse ging. Doch diese Momente wurden meist jäh unterbrochen von der Heimkehr des Vaters. Mutter ließ alles liegen und stehen, eilte ihm diensteifrig entgegen, half ihm aus Mantel und Schuhen und versuchte in aller Eile aus den wenigen Lebensmitteln, die der Vater am Wochenende bei den Bauern gehamstert hatte, ein einigermaßen genießbares Abendessen zu bereiten. Das Essen an sich führte, wie bereits erwähnt, zu nahezu täglich auftretenden Auseinandersetzungen bei Tisch. Ich war ein schlechter, und vor allem langsamer Esser, die Mutter füllte meinen Teller und, gemäß damaligen pädagogischen Grundsätzen, hatte ich meinen Teller natürlich leer zu essen. Vielleicht, so kommt mir in den Sinn, ist dies der Grund, warum mir noch heute der Appetit vergeht, wenn ich vor einem allzu voll gehäuften Teller sitze. Ich erinnere mich, stundenlang vor dem längst erkalteten Essen verharrt zu haben, ohne dass dieses sichtbar weniger geworden wäre. Meist war die Atmosphäre bei den Mahlzeiten sehr angespannt, ich durfte bei Tisch ohnehin nicht ungefragt sprechen. Oftmals endete die Mahlzeit mit Tränen, der Vater schickte mich ärgerlich vom Tisch, dasselbe Essen, erneut aufgewärmt, wurde mir am Abend wieder vorgesetzt, auch, wenn die Eltern jetzt etwas anderes zu sich nahmen. Ein weiteres großes Problem war das Zubettgehen. Noch immer war ich nicht daran gewöhnt, abends alleine schlafen zu gehen und noch immer gab es Tränen, wenn die Schlafzimmertür geschlossen wurde. Das waren Momente, in denen ich mich unendlich elend und verlassen fühlte, da war niemand, der Trost spendete! Wie oft wünschte ich mich in solchen Augenblicken in die Geborgenheit des großen Schlafsaales im Kinderheim zurück. Irgendwie spielte sich mit der Zeit dennoch vieles ein, ich begann auch langsam, meine Pflegeeltern zu mögen, ihnen so etwas wie Zuneigung entgegenzubringen. Ich spürte schon, dass sie mir auf ihre Art zugetan waren, mich vielleicht sogar liebten, doch sie waren nicht in der Lage, dieses Gefühl, wenn es denn vorhanden war, in irgendeiner Form zu vermitteln. Zu sehr waren sie noch immer der Nazidoktrin von einer Erziehung verfallen, die es ihnen zur Aufgabe machte, ein Kind mit Strenge zu erziehen, damit es „hart wie Kruppstahl“ werden sollte. Hart wie Kruppstahl sollte mich auch zuweilen, wenn ich nicht folgsam war, der vom Vater eingesetzte Teppichklopfer machen. Diese schmerzhafteste Erfahrung war für mich etwas völlig Neues, eine Demütigung, die ich mit Scham und Verzweiflung über mich ergehen ließ. In den Heimen waren wir zwar streng erzogen worden und unsere kleineren und größeren Vergehen wurden erbarmungslos geahndet mit Strafen, wie zu Bett geschickt werden, für eine Weile in die Ecke oder in die Besenkammer gestellt zu werden, oder beim nächsten gemeinsamen Spiel ausgeschlossen zu werden, aber körperlich gezüchtigt wurden wir nicht, das wäre mir mit Sicherheit im Gedächtnis geblieben. Die Eltern schlugen mich nicht häufig, aber wenn es dazu kam, schien der



Vater sich in eine Rage hineinzusteigern, die auch, das zu jener Zeit übliche Maß an körperlicher Züchtigung, weit überschritt. Bisweilen schlug er so fest zu, dass ich am nächsten Tag den kompletten Abdruck des Teppichklopfers in Blau und Gelb auf meinem Körper entdecken konnte. Seltsamerweise hasste ich ihn nicht dafür, ich schämte mich zutiefst und fühlte mich noch wertloser! Das waren Augenblicke, in denen ich mich ernsthaft fragte, wofür ich stets dankbar sein sollte, denn dies wurde mir beinahe täglich nahegelegt. Ich sollte dankbar sein für die Güte, die die Eltern mir entgegengebracht hatten, indem sie mich aus dem Heim geholt hatten, bei sich aufgenommen hatten, Opfer brachten, obwohl ich doch „ein uneheliches Kind war, ein Kind der Schande, das nicht einmal die eigene Mutter haben wollte“, so die Worte des Vaters. Wie sollte ich mit dieser Aussage umgehen? Ich war zu jung, um die Tragweite zu verstehen, ich hörte nur eines heraus, und das war, dass ich in dieser Welt ein unerwünschtes, dazu noch undankbares und durch und durch böses Kind war! Und dennoch hatte der strenge und selbstgerechte Vater auch eine andere Seite. So bastelte er bald nach meinem Einzug eine Puppenküche, fein säuberlich gesägt aus Sperrholz mit kleinen Schubladen, Küchenmöbeln, einer Sitzbank, einem Tisch und einem Herd, alles bunt angemalt, die Wände tapeziert. Die Mutter steuerte noch ein winziges emailliertes Puppengeschirr aus ihrer eigenen Kinderzeit bei, ein Puppengeschirr, mit dem heute meine Enkelkinder spielen! Diese Puppenküche war ein kleines filigranes Kunstwerk, ich war hingerissen, war es doch das erste Spielzeug, das ich nach meinem Einzug bei den Pflegeeltern mein Eigen nennen durfte. Allerdings wäre die Freude noch grösser gewesen, hätte ich einmal ein Nachbarskind zum gemeinsamen Spiel einladen dürfen, oder hätten die Eltern selbst sich einmal ins Spiel mit eingebracht. Dennoch war ich tief beglückt! Die Mutter ihrerseits plagte sich ab, aus alten Hemden des Vaters Kleider für mich zu nähen und aus verschlissenen Mänteln einen Wintermantel für mich zu schneiden, ein schwieriges und sicher sehr mühsames Unterfangen in einer Zeit, in der es nicht einmal den dazu nötigen Nähfaden zu kaufen gab. Bei solchen Gelegenheiten kam dann doch ein wenig die täglich geforderte Dankbarkeit in mir auf.

Irgendwann stellte sich auch die Frage, wann ich zur Schule gehen sollte. Ein Kinderarzt attestierte uns, dass ich ein wenig rachitisch und untergewichtig sei und empfahl, da ohnehin das genaue Alter nicht bekannt war, mich ein Jahr später einzuschulen. Zudem verschrieb er mir eine Zusatzration Butter, also  $\frac{1}{4}$  Pfund pro Woche, 1 Liter Milch und 1 Pfund Brot, was in jenen Hungerjahren ein Geschenk des Himmels bedeutete und der ganzen Familie zu Gute kam. Endlich konnte die Mutter dem Vater ein richtiges Butterbrot mit in die Arbeit geben!

Im Herbst 1947 war es dann doch so weit, ich wurde eingeschult. Der Schulweg war weit, entlang an ruinengesäumten Straßen und gewaltigen Schuttbergen, die nähergelegene Schule war zerbombt worden. Etwa 70 Erstklässler fanden sich in einer einzigen Klasse ein, eine ältliche, bereits ergraute Lehrerin übernahm den Unterricht. Endlich war ich wieder mit anderen Kindern zusammen, ich war überglücklich! Der Schulbetrieb machte mir Freude, noch mehr aber der lange Schulweg, den ich mit vielen anderen Kindern plaudernd und albernd zurücklegte, schnell hatte ich Freundschaft mit mehreren Mädchen geschlossen, bald waren wir eine Clique. Eines der Mädchen, es hieß Heidi, wohnte in unserem Wohnblock, nur ein paar Türen weiter. Mit Heidi verband mich schnell eine herzliche Freundschaft. Ich durfte ein paar Mal zu ihr zum Spielen kommen, doch bald wurde dies zu meinem großen Leidwesen wieder eingestellt, denn meine Pflegemutter meinte, dann müsse sie

umgekehrt auch Heidi hin und wieder gestatten, bei mir zu spielen. Aus mir heute noch unerfindlichen Gründen wollte sie dies aber unterbinden und so schief diese Freundschaft bald wieder ein. Auf dem Schulweg hielt auch hin und wieder neben uns Kindern eines der amerikanischen Jeeps, die fortwährend durch die Straßen patrouillierten. Freundlich riefen die Soldaten uns herbei und beschenkten uns zu unserer großen Freude mit Kaugummi, Schokolade und Orangen. Die meisten von uns, natürlich auch ich, sahen zum ersten Mal in ihrem Leben solche Köstlichkeiten. Gewohnt, alles mit den Eltern zu teilen, das Teilen war mir in den vielen Heimen zur Selbstverständlichkeit geworden, nahm ich diese Gaben mit nach Hause, glücklich, unseren mageren Mittagstisch bereichern zu können. Doch diese Entscheidung sollte fatale Folgen für mich haben. Kaum war ich zuhause und hatte stolz meine Habseligkeiten auf dem Tisch ausgebreitet und berichtet, wer sie mir geschenkt hatte, ging der Vater mit versteineter Miene aus dem Raum, die Mutter folgte ihm mit ängstlichem Blick. Er kam mit dem gefürchteten Teppichklopfer in der Hand zurück und schlug wutentbrannt auf mich ein. Ich schrie so laut, dass am nächsten Tag die Nachbarin, die Ohrenzeugin meiner Schreie gewesen war, die Mutter in meinem Beisein darauf ansprach, worauf diese irgendeine lapidare Erklärung fand, mich als sehr unartiges Kind darstellte. Noch lange danach schämte ich mich vor dieser Nachbarin, wenn ich ihr im Treppenhaus begegnete. Nachdem der ärgste Sturm vorüber war und ich mich wieder einigermaßen gefasst hatte, brüllte er mich an, ich solle mich nie wieder erwischen lassen mit solchen Geschenken. Er meinte: „Die Amerikaner sind unsere größten Feinde, von ihnen etwas anzunehmen ist der Gipfel der Charakterlosigkeit! Hast Du nicht die vielen kaputten Häuser gesehen in unserer Stadt, das waren die Amerikaner, sie haben alles zerstört! Wären sie nicht gewesen, hätten wir diesen Krieg gewonnen und heute ginge es uns allen noch gut! Die Amerikaner haben uns heimtückisch und hinterrücks überfallen! Du solltest dich schämen!“ Mit diesen Worten nahm er die Köstlichkeiten vom Tisch und warf sie vor meinen Augen in den Abfalleimer. Da begriff ich die Welt nicht mehr, denn wir hatten doch, wie ich aus den sorgenvollen Gesprächen der Eltern täglich heraushören konnte, ohnehin nichts zu essen! Aber an jenem Tag lernte ich das Lügen und Verheimlichen. Ich nahm natürlich weiterhin die Geschenke der Soldaten an und alles, was ich nicht schon unterwegs aufgegessen hatte, versteckte ich sorgfältig im hintersten Winkel meines Kleiderschranks. Und noch etwas passierte nach diesem Eklat, ich wurde zum Bettnässer, ein großes Problem in einer Zeit, als auch Waschmittel eine Rarität waren. Die Mutter wusste sich nur dadurch zu helfen, indem sie mein Bett mit einem großen Gummituch auslegte. Ich schämte mich abgrundtief dafür, ging jeden Abend mit Bangen zu Bett. Denn natürlich versuchten die Eltern zunächst die Angelegenheit durch Strafen in den Griff zu bekommen, man nahm an, ich sei einfach zu faul, nachts auf die Toilette zu gehen. Aber sie suchten auch Ärzte auf, um organische Ursachen auszuschließen, man fand keine Ursache. Ein Arzt, an ihn erinnere ich mich noch genau, gab meinen Eltern sogar noch den pädagogisch äußerst wertvollen Rat mit auf den Weg „eine ordentliche Tracht Prügel sei die beste Methode, die Sache ein für allemal in den Griff zu bekommen!“ Diese Empfehlung brauchte man dem Vater nicht zweimal zu sagen! Doch dann verhalf ein ganz anderer Umstand, ohne Prügel, zur plötzlichen Besserung. Unseren Blockhäusern gegenüber befand sich an die Straße angrenzend eine große Wiese, daran anschließend ein völlig zerstörter Wohnblock. Wir Kinder liebten es, in dieser Ruine zu spielen, allerdings heimlich, denn das war natürlich strengstens verboten. Und direkt vor dieser Ruine hatte man Barracken für Flüchtlinge erstellt. Eines der Flüchtlingskinder ging mit mir in dieselbe Klasse, auf dem langen Heimweg freundeten wir uns an und eines Tages

lud das Mädchen mich zu sich nach Hause zum spielen ein. Als ich nach Erledigung meiner Hausaufgaben die Mutter gebeten hatte, vor dem Haus ein wenig spielen zu dürfen, folgte ich heimlich der Einladung meiner neuen Freundin. Dies sollte seit langer Zeit wieder einmal ein, mir unvergesslich fröhlicher, unbeschwerter Nachmittag werden, erinnerte mich lebhaft an die Zeit im Kinderheim. Irmela, so hieß meine neue Freundin, stellte mich ihrer Mutter vor, die mich mit großer Herzlichkeit begrüßte. Und da gab es auch noch sechs weitere Geschwister, fröhliches Kinderlachen belebte diese einfache Wohnstätte. Ich erinnere mich genau an die Kargheit des Hausstands, der größtenteils aus Möbeln vom Sperrmüll aus den umliegenden Ruinen bestand. Beim ausgelassenen Spiel mit diesen Kindern vergaß ich völlig die Zeit und plötzlich war es Abend geworden. Irmela's Mutter rief nun zum Essen, eine riesige Schüssel mit dampfendem Eintopf stand in der Mitte des runden Tisches, bei jedem Sitz lag ein Blechlöffel, alle nahmen Platz, auch mich lud man dazu ein. Der Vater sprach ein Tischgebet, auch das war mir neu, bei mir zuhause wurde nicht gebetet, dann ergriff jeder seinen Löffel und tauchte ihn in die Schüssel. Unschlüssig schaute ich zunächst zu, ich traute mich nicht, einfach so mitzuessen, doch die Mutter forderte mich freundlich auf, es mir doch auch schmecken zu lassen. Sie hatte den Grund meines Zögerns schnell erkannt und erklärte, sie seien in ihrer Heimat ausgebombt gewesen, hätten auf der Flucht aus Ost-Preußen nur das Notwendigste mitnehmen können und daher gebe es auch noch keine Teller. Schnell verlor ich meine Hemmungen und griff nun ebenfalls zu. Es wurde geplaudert und gescherzt bei Tisch, auch die Kinder beteiligten sich lebhaft am Gespräch. Dieses Abendessen in solch fröhlicher Runde war für mich eine so wunderbare Erfahrung, dass ich sie nie aus meinem Gedächtnis streichen konnte. Plötzlich aber schlug meine Glückseligkeit in Angst und Schrecken um, es war spät geworden, längst hätte ich zuhause sein sollen. Irmela's Mutter fragte mich nämlich, ob meine Eltern wüssten, dass ich hier sei, wenn nicht, müsse ich schnell nachhause gehen, sie würden sich vielleicht Sorgen machen, es sei ja schon recht spät. Auf kürzestem Wege rannte ich nun nachhause, wurde dort bereits mit bitterböser Miene, die nichts Gutes ahnen ließ, empfangen, die erwartete Strafe folgte auf dem Fuße. An diesem Abend sprach keiner mehr mit mir, ich wurde umgehend zu Bett geschickt. Am nächsten Morgen aber, ehe ich zur Schule ging, verbot man mir strengstens, jemals wieder zu diesem „dahergelaufenen Flüchtlingsgesindel, das uns unsere Wohnungen wegnehme und sich bei uns auf hinterhältige Weise einniste“, so die Worte des Vaters, zu gehen. Ich wusste nicht, wie ich es Irmela, die mich schon an der Ecke zum gemeinsamen Schulweg erwartete, sagen sollte. Sie würde es nie verstehen. Ich sagte ihr auch nicht die ganze Wahrheit, ich wollte sie nicht kränken. Dennoch zog ich mich in den kommenden Tagen aus Angst vor meinen Pflegeeltern mehr und mehr zurück, wieder zerbrach eine Freundschaft. Aus heutiger Sicht empfinde ich mein damaliges Verhalten natürlich feige und verwerflich, aber damals sah ich keinen anderen Ausweg, zu sehr fürchtete ich den Zorn des Vaters, wenn er erführe, dass ich weiterhin mit Irmela Kontakt hätte. Und dennoch hatte dieser Nachmittag, der so fatal endete, auch etwas Gutes. Von jenem Abend an, nachdem ich diesen so fröhlichen Tag bei Irmela verbracht hatte, gehörte das Bettnässen der Vergangenheit an.

In der zweiten Klasse wurden wir im Religionsunterricht auf die bevorstehende Erstkommunion vorbereitet. Der Pfarrer, der den Unterricht erteilte, forderte uns auf, in der kommenden Stunde unser Taufzeugnis mitzubringen. Von mir gab es kein solches Zeugnis, worauf der Vater meinte, dann solle ich eben nicht zur Kommunion

gehen und in Zukunft dem katholischen Religionsunterricht fernbleiben. Dies wiederum hätte für mich eine Sonderstellung, eine Art Ausschluss von der Klassengemeinschaft bedeutet, und dagegen wehrte ich mich vehement. Gott sei Dank, wenigstens dies eine Mal, stand die Mutter hinter mir, verteidigte meinen Wunsch und erreichte, dass ich im Jahre 1948 im Keller der völlig zerstörten Kirche Sankt Sebastian in München im Beisein einer mir unbekanntem Frau, die mir als Patin zur Seite gestellt worden war, getauft wurde, und somit auch im darauffolgenden Jahr zur Kommunionfeier zugelassen wurde.

Überhaupt war das Jahr 1948 ein ereignisreiches Jahr, das große Veränderungen in mein Leben brachte. Die Pflegeeltern hatten vor geraumer Zeit einen Adoptionsantrag beim Vormundschaftsgericht gestellt, der nun genehmigt worden war. Der deutsche Suchdienst hatte meine leibliche Mutter ausfindig machen können und von ihr die Bestätigung erhalten, dass sie nach meiner Geburt beim Lebensborn eine Verzichtserklärung auf das Kind abgegeben hatte und ihr Einverständnis zur Adoptionsfreigabe gegeben habe. Mit dieser Bestätigung ausgestattet, schien der Adoption nichts mehr im Wege zu stehen, die rechtliche Grundlage schien auffallend unbürokratisch und zügig über die Bühne gegangen zu sein. Meine leibliche Mutter wurde bei Vertragsabschluss einer persönlichen Anwesenheit enthoben. Heute habe ich Zweifel, ob dies alles mit rechten Dingen von statten gegangen ist, denn ich habe im Nachlass meiner Eltern zwar eine Adoptionsurkunde gefunden, aber keine Einwilligungsbestätigung meiner leiblichen Mutter. Auch auf den Adoptionsunterlagen konnte ich keine Unterschrift von ihr finden. Meine diesbezüglichen Zweifel werden dadurch bestärkt, auch unter Einbeziehung der damaligen chaotischen Verhältnisse, immerhin hatten die Ämter tausende solcher Anträge zu bearbeiten, dass der zuständige Landgerichtsdirektor des Amtsgerichts München ein persönlicher Freund des Vaters war, und, der für die Dauer der Pflugschaft von 1945 bis 1948 gerichtlich bestellte Vormund, ebenfalls. Nun hieß ich also nicht mehr Ursula Menges, dem Namen mit dem ich eingeschult worden war, sondern ab sofort Ursula Buchmeier. Doch man gab mir kaum die notwendige Zeit, mich mit dem neuen Namen zu identifizieren, mich irgendwie damit vertraut zu machen, schon stand die nächste Veränderung bevor. Die Eltern hatten eine zusätzliche Änderung meines Vornamens beantragt. Der Antrag wurde dann im folgenden Jahr, also 1949, dem Jahr meiner Erstkommunion, genehmigt und umgesetzt. Nun hatten die Eltern das erreicht, was von Beginn an ihr Ziel gewesen war, nämlich die völlige Auslöschung meiner Vergangenheit. Ab jetzt war mein Name Gudrun Buchmeier. Ich hatte meine Identität zum zweiten Mal verloren, wobei die Änderung des Nachnamens nicht so gravierend war, wie der neue Vorname, der einfach nicht zu mir gehören wollte. Das war ich nicht, ich hatte mich verloren, war mir selbst fremd geworden! Ich brauchte lange, um mich an den neuen Namen zu gewöhnen, immer wieder ging ich auf die Suche nach meinem verlorenen Ich, und konnte es doch nicht mehr finden, zusammen mit meiner Vergangenheit war auch ein Stück meines Wesens verloren gegangen, zumindest fühlte es sich für mich so an. Ich hatte große Schwierigkeiten, eine neue Identität aufzubauen. Ich erinnere mich, dass es mir unglaublich schwer fiel, als die Lehrerin in der Schule mich aufforderte, vor die Klasse zu treten und meinen Mitschülern mitzuteilen, dass ich von nun an nicht mehr Ursula hieß, sondern Gudrun, und zu meiner Scham, die ich dabei empfand, auch noch die vielen neugierigen Fragen der Kinder nach dem Unterricht über mich ergehen lassen musste.

Im Sommer 1950 zogen wir von München nach Ludwigshafen am Rhein, was für

mich natürlich wieder mit einer einschneidenden Veränderung verbunden war, neue Schule, fremde Kinder und Lehrer, andere Umgebung, Aufgabe alter Freundschaften. Der Vater hatte sich zu diesem Schritt entschlossen, da er in Ludwigshafen eine lukrative Stelle als Architekt gefunden hatte. Vor dem Krieg war er freischaffend gewesen, doch sein Architekturbüro war den Bomben zum Opfer gefallen. Nach dem Krieg hatte er keine Möglichkeit mehr gesehen, ein eigenes Büro aufzubauen, zumal er bereits im fortgeschrittenen Alter war. Dennoch, auch hier lebte ich mich in kurzer Zeit ein, häufige Ortswechsel und Lebensveränderungen war ich schließlich von Geburt an gewohnt, schließlich war ich ein Lebensbornkind, die Vergangenheit schien mich unausweichlich immer wieder einzuholen! Wer fünf Heime durchlaufen hat und sich immerwährend an wechselnde Bezugspersonen gewöhnen musste, ist entsprechend geprägt.

Im Jahre 1950 wechselte ich dann von der Volksschule ins Gymnasium. Irgendwie schien die Vergangenheit nun doch für eine Weile zu ruhen. Hier im neuen Umfeld kannte niemand meine Vorgeschichte, keiner wusste von meinen Namensänderungen und meiner Adoption. Mit meinen Eltern verband mich inzwischen eine gewisse Vertrautheit und Zugehörigkeit, die von gegenseitiger Verlässlichkeit und, wenn auch nicht Liebe, so doch einer gewissen Zuneigung getragen wurde. Materiell war ich gut versorgt, die Eltern waren sehr bemüht, mir eine gute und fundierte Bildung zukommen zu lassen, ein großes Anliegen war ihnen die Welt der Kunst und der Musik. Wir besuchten regelmäßig klassische Konzerte, gingen in Museen, unternahmen die ersten Reisen nach Italien und Frankreich, um die dort beheimateten Schätze der Baukunst und der Malerei zu besichtigen. Der Vater offenbarte sich als kompetenter Kenner der schönen Künste und auch ich hätte eigentlich Gefallen daran gefunden, wenn er dabei nur nicht so streng gewesen wäre! Ich war noch sehr jung, zwischen zehn und elf Jahren, als er mit akribischer Sorgfalt begann, mich an die Kunst heranzuführen. Nach der Rückkehr von einem Museumsbesuch pflegte er mich regelrecht abzuhören, ich musste die einzelnen Bilder beschreiben, die wir gesehen hatten, meine neuerworbenen Kenntnisse über den jeweiligen Maler aufzählen, und das nach einem langen Tag, der uns alle ermüdet hatte. Natürlich brachte ich bei diesen Verhören vieles durcheinander, verwechselte Bilder und Künstler, was den Vater sehr erboste, schließlich sei man um meiner Bildung wegen im Museum gewesen! Erneut warf er mir wieder einmal Undank vor, es kam zu Tränen, endete meist im Zerwürfnis, das ich mit in den Schlaf nahm.

Zur Schule ging ich gern. Das Lernen fiel mir, zumindest in den ersten Jahren, nicht schwer, vor allem für Fremdsprachen konnte ich mich begeistern und die meisten Lehrer waren auch erträglich. Zusätzlich erlernte ich ein Musikinstrument, das Cello, zunächst am Gymnasium, da der Musiklehrer ein Schulorchester aufbauen wollte. Dieser Unterricht war kostenlos, das Instrument bekam ich geliehen, und ganz im Gegensatz zum einstigen Klavierunterricht mit der Mutter, machte mir dieses Instrument große Freude, in kurzer Zeit erzielte ich gute Fortschritte, wurde schon bald aktives Mitglied im Schulorchester. Zudem bekam ich Tennisstunden und Gesangsunterricht. Meine Zeit war also ausgefüllt mit vielerlei Beschäftigung, wobei mir weder das Tennisspielen noch der Gesangsunterricht wirklich Freude bereiteten. In dieser Zeit begann ich auch mit dem Lesen und Gedichteschreiben. Ich erkannte schnell, dass ich mich dort in eine bereichernde Traumwelt flüchten konnte, wann immer ich das Bedürfnis danach hatte. Bald hatte ich auch eine beträchtliche Anzahl an Freundschaften geschlossen, wobei eine ganz besonders intensiv wurde. Das Mädchen hieß Christiane, wurde aber aus unerfindlichen Gründen von ihrer Mutter Peter genannt. Ihre Mutter war unverheiratet, berufstätig, was bedeutete, dass

Christiane tagsüber sich selbst überlassen war, ein, wie man es damals nannte, sogenanntes Schlüsselkind, der Vater war im Krieg gefallen. Welch ein Zufall, dachte ich oft, wieder ist es ein Peter, der für mich von großer Bedeutung wird. Den Peter aus dem Heim in Steinhöring hatte ich noch immer nicht vergessen, was wohl aus ihm geworden sein mag? Jedenfalls wurden wir zu so engen Freundinnen, dass wir bald unzertrennlich waren, uns alles anvertrauten, jede freie Minute miteinander verbrachten. Diese Freundschaft dauert bis heute an, auch, wenn das Leben uns später natürlich oftmals über lange Zeiträume hinweg auseinandergeführt hat, aber wir blieben stets in Verbindung.

Die kommenden Jahre verliefen ruhig und ohne erwähnenswerte Ereignisse, bis mich die Pubertät einholte. Christiane und ich begannen uns mehr und mehr von den anderen in der Klasse abzusondern, unternahmen weitläufige Ausflüge mit unseren Fahrrädern, redeten über Gott und die Welt, verstiegen uns in philosophische Erörterungen, lasen Nietzsche, Hölderlin, Kafka, Böll und Dostojewski. Und, damals noch ein Novum in unserer abendländischen Welt, begannen wir Yoga zu praktizieren und uns mit der asiatischen Kultur im Allgemeinen auseinanderzusetzen. Meine Eltern beobachteten diese Entwicklung mit Sorge, war ihnen doch diese Welt äußerst fremd und suspekt, zumal auch erstmals meine Leistungen in der Schule augenfällig nachließen. Dies alles war Anlass genug für sie, die Freundschaft zwischen Christiane und mir so weit wie möglich einzuschränken. Doch eben dieser Versuch schweißte uns nur noch fester zusammen, wir trafen uns immer häufiger heimlich und unter Verwendung aller möglichen Ausreden. Damals flüchteten wir in unsere eigene Welt, wir wollten anders sein, grenzten uns ab, träumten unseren Traum von einem Ideal, das es in der Realität nicht zu geben schien, das wir in unserer Absonderung aber glaubten finden zu können. Wir tauchten ein in eine Verlorenheit, aus der wir uns kaum zu lösen vermochten, irgendwie hatten wir das Gefühl, uns selbst nicht mehr zu spüren. Wir verloren den Bezug zur Wirklichkeit, versanken in Trostlosigkeit, aus der es kein Entkommen zu geben schien. Im Sommer 1956, die großen Sommerferien waren gerade angebrochen, wir waren mit den Rädern zu einem einsamen Weiher zum Baden gefahren, als wir wieder einmal über Sinn und Unsinn des Lebens in dieser Welt philosophierten, von den Erwachsenen fühlten wir uns unverstanden und ungeliebt, niemand würde uns vermissen, wenn wir nicht mehr existent wären. Und dann passierte etwas, ohne dass wir uns dessen wirklich bewusst waren, ein mitgebrachtes Taschenmesser fand wie von selbst den Weg in unsere Hände, zunächst waren es nur kleine Schnitte, die wir uns ins Bein ritzen. Wenn das Herz nicht mehr spürbar war, wollten wir uns wenigstens wieder körperlich spüren. Zur eigenen Überraschung empfanden wir keinen Schmerz, also wurden die Schnitte energischer und endlich, mit dem Blut kam auch der Schmerz, ein Schmerz der aber überraschenderweise nicht unangenehm war, sondern uns nahezu euphorisch machte. Endlich konnten wir uns wieder spüren, plötzlich war das Leben wieder präsent! Diese Bestätigung holten wir uns in den kommenden Wochen wieder und wieder, es war wie ein Rausch! Ja, es war eine verwirrende, chaotische Zeit! Heute weiß ich, dass dieses verzweifelte Verlorenheitsgefühl, das mich damals so sehr quälte, ein Relikt aus der Zeit in den Lebensbornheimen und dem frühen Verlust der Mutter sein musste. Denn gerade zu jener Zeit begann ich, trotz elterlichen Verbots, immer häufiger über meine Herkunft nachzugrübeln, meine Mutter mit Fragen zu bedrängen, die diese nur spärlich und vage beantwortete und auch, wie ich später herausfand, oftmals nicht der Wahrheit entsprechend.

Die Zeit der pubertären Verwirrungen ging vorüber, aber meine immer intensiver werdende Frage nach meinen Wurzeln wurde von Jahr zu Jahr vordergründiger. Wenn

meine Eltern abwesend waren, durchforstete ich die Ordner, in denen ich Unterlagen mit Hinweisen über meine leiblichen Eltern, meinen Geburtsort, die Heime, in denen ich gewesen war, zu finden hoffte. Aber ich fand nichts. Doch allem voran, wollte ich endlich verstehen können, warum meine leibliche Mutter mich in einem Heim zurückgelassen hatte, welche Umstände sie bewogen hatten, ihr Kind dem Lebensborn zu überlassen. Ich wusste, dass mich diese elementare Frage nie mehr loslassen würde, ich musste eine für mich befriedigende Antwort finden. Die ganze Wahrheit würde ich ohnehin wahrscheinlich nie in Erfahrung bringen. Noch immer, auch mit siebzig Jahren, bin ich auf der Suche nach meinen Wurzeln, vor allem väterlicherseits, War er wirklich nur der Erzeuger im Namen des Regimes, oder verband ihn vielleicht mehr mit meiner Mutter? Die Sehnsucht, vielleicht doch ein Kind der Liebe zu sein, und nicht nur als Menschenmaterial im Interesse des Rassenwahns entstanden zu sein, ist übermächtig. Vielleicht aber entspringt diese Sehnsucht auch nur meinem Wunschdenken?

Ich war erwachsen, die Schulzeit beendet, die Frage nach der weiteren Gestaltung meines Lebens stand im Raum. Die Eltern boten mir jede weitere Unterstützung in welcher Weiterbildung auch immer, Voraussetzung aber war, ich würde mich für Heidelberg entscheiden, wohin wir inzwischen gezogen waren, denn sie waren nicht bereit, eine Unterkunft in einer anderen Stadt zu finanzieren, zumal Heidelberg alle Möglichkeiten bot. Und eben dieser Umstand bewog mich, so schnell wie möglich, von meiner Volljährigkeit Gebrauch zu machen und gegen den Willen meiner Eltern nach München zu ziehen. Unser Verhältnis war, je älter ich wurde, mehr und mehr angespannt gewesen, da ich immer häufiger und nachhaltiger Aussagen der Eltern über die Nazizeit und meine eigene Vergangenheit zu hinterfragen und anzuzweifeln begann. Der Vater, noch immer überzeugter Verfechter der Nazidoktrin, reagierte auf solche Diskussionen vorwiegend verärgert, warf mir Dummheit und jugendliche Uneinsichtigkeit vor. Zusehends spürte ich, dass ich mich von diesem Geist aus Verlogenheit und Fanatismus, der mein Elternhaus beherrschte, lösen musste, um mir endlich Klarheit über meine eigene Einstellung zu diesem Thema zu verschaffen, eine für mich akzeptable Weltanschauung zu finden und ungehindert die Suche nach meinen Wurzeln fortsetzen zu können.

Natürlich musste ich von nun an meinen Lebensunterhalt selbst verdienen, die Eltern entzogen mir jegliche Unterstützung. Bei gleichzeitiger Arbeit in einem Verlag besuchte ich die Abendschule, wurde Bibliothekarin und Dolmetscherin. In jener Zeit lernte ich meinen späteren Mann kennen, der gerade sein Medizinstudium begonnen hatte. Unser gemeinsamer Beginn war äußerst beschwerlich, es mangelte an allem, das Geld reichte nie, unsere ersten „Möbel“ bestanden aus zusammengezimmerten Obstkisten aus dem Supermarkt. Wir lebten von meinem kleinen Einkommen und einem karg bemessenen Stipendium seinerseits. Dennoch genossen wir damals eine wunderbare, bereichernde Gemeinsamkeit. Nachdem sein Studium sich dem Ende zuneigte, heirateten wir gegen den Willen meiner Eltern, aber mit dem Segen und der Toleranz seiner Familie, bekamen im Laufe der kommenden Jahre drei wunderbare Kinder, zwei Mädchen und einen Jungen. Durch meine Kinder lernte ich zum ersten Male in meinem Leben, dieses allumfassende, innige Gefühl, das ganz tief aus dem Bauch herauszuströmen scheint, kennen. Die Erfüllung durfte ich erleben, als ich meine älteste Tochter erstmals im Arm hielt. Eine unbeschreiblich, nie gekannte Glückseligkeit durchströmte mich. Jetzt rückblickend weiß ich, dass die überaus karg bemessene Dosis an Zuneigung in meiner Kindheit und die frühe Trennung von meiner Mutter die Ursache dafür sein muss, dass ich mir von jeher schwer getan hatte, Nähe zuzulassen und Zärtlichkeit meinerseits zu vermitteln, bei beidem verspürte ich

stets eine, mir nicht erklärbare, Blockade, die sich nunmehr aufzulösen begann. Erst die Geburt meiner Kinder öffnete eine Gefühlsebene, die bislang brach gelegen hatte. Unsere Ehe gestaltete sich, zumindest in den ersten Jahren, als überaus glücklich und bereichernd, wenngleich sie von Beginn an durch das Aufeinandertreffen zweier Kulturen, wie sie unterschiedlicher nicht sein konnten, erschwert wurde. Mein Mann war Inder, ein Umstand, der ein Übermaß an gegenseitiger Toleranz erforderlich machte, mit der wir oftmals an unsere Grenzen stießen. Dennoch gelang es uns, ein Miteinander dieser beiden Kulturen möglich zu machen, wobei ich sicherlich den größeren Anteil an diesem Aufeinander-zugehen aufzubringen hatte, denn, so suchte ich mein Verständnis zu begründen, schließlich war er in der Fremde, für mich war unsere Ehe vergleichsweise ein Heimspiel. Viele Bräuche und Feste aus der indischen Kultur integrierte ich in unseren Alltag, mein Mann seinerseits versuchte, sofern er es mit seiner Tradition vereinbaren konnte, unserem Brauchtum Verständnis entgegenzubringen. Ein großes Anliegen war es mir, den Kindern beide Kulturen nahezubringen, Interesse und Neigung zu wecken für das Land ihres Vaters. Zum Gelingen dieses Zieles trugen natürlich unsere zahlreichen Indienaufenthalte bei und irgendwie lebten wir tatsächlich mit beiden Kulturen. Was für mich im Zusammenhang mit meiner Vergangenheit als Lebensbornkind allerdings sehr entmutigend war, war die Tatsache, dass ich wieder nicht darüber sprechen durfte, wieder wurde sie zum Tabu erklärt. Mein Mann schämte sich für meine Vergangenheit. Nachdem er die Geschichte einmal gehört hatte, bat er mich inständig, über meine Lebensgeschichte für immer den Mantel des Schweigens zu breiten, vor allem niemals seiner Familie gegenüber, die aus altem indischem Landadel mit weitreichendem Stammbaum hervorgegangen war, die wahre Geschichte zu erwähnen. Ich musste diese Bitte akzeptieren, denn seine Wertvorstellungen waren zutiefst geprägt von einer völlig anderen Gesellschaft, einer Gesellschaft, die Tradition über alles stellte und der er sich verpflichtet fühlte. So kam meine Suche nach meinen Wurzeln für viele Jahre zum Stillstand. Während der kommenden drei Jahrzehnte blieb mir auch durch die vielen Verpflichtungen als Mutter von drei Kindern, einem großen Haushalt, einem Ehemann, der von zuhause Dienstpersonal gewohnt war, neun Umzügen und zahlreicher, langer Indienaufenthalte wenig Zeit zum Nachdenken. Überhaupt reisten wir viel. Wir wollten den Kindern einen weiten Horizont bieten, der über den engen Raum der deutschen Grenzen hinausging, ihnen Augen und Sinn für fremde Kulturen öffnete. Natürlich bevorzugten wir asiatische Länder, aber auch Amerika und beinahe alle europäischen Länder waren unsere Ziele. Mein Hauptaugenmerk aber lag in jenen Jahren auf der Gestaltung meines Familienlebens, meinen Kindern wollte ich all das, was man mir als Kind vorenthalten hatte, Zärtlichkeit, Geborgenheit, Vertrauen und Nähe, schenken. Heute finde ich die Bestätigung, dass mir dies wohl gelungen ist, in der wunderbaren Beziehung, die ich zu meinen Kindern habe. Sie berichten einstimmig, auf eine überaus glückliche und unbeschwerte Kindheit zurückblicken zu können. Einen schöneren, wertvolleren Dank könnte ich mir nicht wünschen!

Dennoch brachte ein einschneidendes Ereignis, gleich zu Beginn unserer Ehe zunächst noch einmal Bewegung in die Suche nach meiner Vergangenheit. Denn eines Tages erhielt ich den Anruf einer Tante, also einer Schwester meiner leiblichen Mutter, von deren Existenz ich natürlich bislang nichts gewusst hatte. Es stellte sich heraus, dass meine leibliche Mutter vor Kurzem verstorben war und die Tante, die bislang nichts von mir geahnt hatte, im Nachlass der Mutter eindeutige Hinweise gefunden hatte. Sie und ihr Mann wandten sich daraufhin an den Deutschen Suchdienst, der wiederum konnte auf Grund meiner mehrfachen Namensänderungen



nichts herausfinden. Doch inzwischen war die Tante selbst aktiv geworden, hatte auf Grund eines kurzen Briefwechsels zwischen meinen Adoptiveltern und meiner leiblichen Mutter einen weiteren Anhaltspunkt über meinen Verbleib gefunden. Sie rief auf gut Glück bei den Adoptiveltern an unter dem Vorwand, sie sei eine ehemalige Schulfreundin und auf der Suche nach Ursula Buchmeier. Die Mutter, zwar ein wenig irritiert, dennoch auskunftsbereit, teilte ihr meinen jetzigen Namen, die Adresse in München und die Telefonnummer mit. So kamen wir in Kontakt, für mich eine erste Verbindung zu meinen nächsten leiblichen Verwandten. Ich war selig, endlich war ich einen Schritt vorangekommen! Wir trafen uns dann auch bald persönlich in Limburg. Durch Tante Maria und Onkel Otto lernte ich kurze Zeit später noch die jüngere Kusine meiner Mutter kennen, die mit ihrem Mann in Frankfurt zuhause ist. Uns verband schnell eine sehr große Vertrautheit, eine Zuneigung, die uns wie Schwestern werden ließ. Diese innige Beziehung dauert bis zum heutigen Tage an, unser Kennenlernen war eine beglückende Fügung des Schicksals, plötzlich und so unerwartet hatte ich leibliche Verwandte! Allerdings konnten sie mir auf meiner Suche nicht wesentlich weiterhelfen, denn sowohl Tante Maria, die heute 94 Jahre alt ist, als auch Kusine Carola und ihr Mann Hans waren von meiner Mutter niemals in ihr dunkles Geheimnis eingeweiht worden, obwohl sie sogar gemeinsame Urlaube verbracht hatten. Natürlich konnte ich viel Wissenswertes über andere Familieninterna, besonders über Ereignisse während des Dritten Reiches, erfahren, aber die Fragen, die zur Aufklärung der Geschehnisse aus meiner frühesten Kindheit beigetragen hätten, blieben weiterhin unbeantwortet. Zumindest aber fand Tante Maria im Nachlass ihrer Schwester ein paar bedeutende Fotos. So kam ich endlich in den Besitz eines Abbildes meiner Mutter, ein paar Fotos von mir als Baby und Kleinkind in den Heimen „Harz“, „Sonnenwiese“ und „Taunus“, ebenso ein weiteres Foto meines leiblichen Vaters, das ihn, wie sollte es anders sein, natürlich in Uniform zeigt, ein Foto auf dem er mit kalter, arroganter Miene in die Kamera blickt. Immer, wenn ich diesen fremden Mann betrachte, frage ich mich, wer war dieser Mensch, war er tatsächlich so gefühllos, wie es der Blick auf dem Foto ahnen lässt? Wer war er wirklich, wie gab er sich privat, mein leiblicher Vater? Seine Geschichte liegt im Dunkel, in das ich noch immer gern ein wenig Licht bringen würde, denn schließlich, ob ich will oder nicht, ich trage seine Gene in mir und ebenso meine Kinder und Enkel. Der Gedanke macht mir Angst, auch er könnte durch sein Engagement in der Waffen-SS an den menschenverachtenden Machenschaften des Naziregimes in irgendeiner Form beteiligt gewesen sein, auch, wenn er nur ein kleines Rädchen im großen Getriebe gewesen sein mag.

Zur Jahrtausendwende ging meine Ehe, nach immerhin 35 Jahren, zu Ende. Wir hatten uns im Laufe der Jahre irgendwann bei einer Gabelung unseres gemeinsamen Weges auf unterschiedliche Pfade begeben und uns zusehends aus den Augen verloren, vermochten nicht mehr gemeinsam in dieselbe Richtung zu blicken. Wir ließen uns scheiden, ein schicksalhafter Entschluss, der mich in eine völlig neue Lebenssituation katapultierte. Neuorientierung und Neufindung nach mehr als drei Jahrzehnten Familiendienst waren angesagt und nicht leicht zu bewerkstelligen. In meiner kleinen Familie hatte ich geglaubt, endlich eine Heimat gefunden zu haben. Nun war ich wieder heimatlos. Das Schicksal Lebensborn hatte mich erneut eingeholt!

Alle drei Kinder waren inzwischen erwachsen und studierten in München und in Regensburg. Die Treue und das Zueinanderhalten meiner Kinder haben mich durch diese schwierigen Jahre getragen, mir die Kraft gegeben, noch einmal einen

Neubeginn zu wagen. Mir wurde das große Glück zuteil, nach wie vor eine sehr innige, intensive Beziehung zu meinen Kindern genießen zu dürfen, ein Glück, das nur wenigen vergönnt ist. Wir sind uns beste und zuverlässigste Freunde, es ist ein herzliches Geben und Nehmen. Die Kinder sind mir ein kostbares Kleinod, das es zu bewahren und zu schützen gilt, ein Juwel, das man nah am Herzen trägt, um es nicht zu verlieren.

Von meinen Adoptiveltern, die längst verstorben waren, hatte ich unser Häuschen geerbt, so hatte ich wenigstens diese Sicherheit. Dennoch musste ich mich nach einer Verdienstquelle umsehen. Ich hatte zwar an der Vermögensaufteilung partizipiert, die ich als einzige finanzielle Sicherheit unangetastet lassen wollte, aber Unterhalt bekam ich keinen und rentenberechtigt war ich auch noch nicht. Es war natürlich kein leichtes Unterfangen, im Alter von fast 60 Jahren einen Job zu finden, für einen Neueinstieg in meinen alten Beruf als Bibliothekarin war ich zu alt. Aber ich hatte Glück, denn ich fand eine Anstellung bei der Kirche, hier gibt es keine Altersbegrenzung. Die Arbeit, wenngleich ein völlig neues Genre, machte mir Freude, füllte mich aus, gab mir neue Perspektiven und ließ keinen Raum für Trauer um Verlorenes. Während dieser zehn Jahre bei der Kirche entwickelte ich ein völlig neues Selbstbewusstsein und fand vor allem mein vor langer Zeit abhanden gekommenes Ich wieder, hatte ich doch irgendwie bislang stets das Leben anderer gelebt und mitgetragen, sowohl bei meinen Adoptiveltern, als auch in meiner Ehe. Inzwischen bin ich Rentnerin, arbeite in der Kirche nur noch ehrenamtlich, nehme mir Zeit für meine Kinder und die drei Enkel, genieße unser häufiges glückliches Zusammensein, hüte mein Häuschen, pflege meinen kleinen Garten, hole auch hin und wieder mein altes Cello hervor, beschäftige mich wieder mit der Lyrik, dem über Jahre hinweg vernachlässigten Hobby aus frühen Teenager Tagen, schreibe an meinen Erinnerungen und widme mich meinen geliebten Büchern. Das beschauliche Leben eines unruhigen Geistes, der endlich zur Ruhe gekommen ist, so möchte es den Anschein erwecken, wenn da nicht noch immer weiße Flecken auf der Landkarte meines Lebens im Raum stünden. Im Vordergrund meiner Nachforschungen aber steht nach wie vor die quälende Frage, die ich, wenn sie noch lebte, meiner leiblichen Mutter stellen würde: „welches waren die Beweggründe, die dich veranlasst haben, dein Kind dem Lebensborn zu überstellen, es einem ungewissen Schicksal zu überlassen? Hast Du diese folgenschwere Entscheidung irgendwann vielleicht doch bereut? Und, wenn ja, warum hast du nie nach mir geforscht, selbst nachdem ich erwachsen war und du nicht mehr an die Adoptionsvereinbarungen gebunden warst? Warum nur? War es Verzweiflung, Ausweglosigkeit, waren es wirtschaftliche oder gesellschaftliche Probleme oder einfach nur Egoismus, um dein eigenes Leben ohne Kind frei gestalten zu können? Ich kann und will nicht glauben, dass du vielleicht doch auch der Massenhysterie um die Rassenfrage unterlegen warst, „dem Führer ein Kind zu schenken“! Meine Fragen sollen keine Verurteilung sein, ich würde nur zu gerne die Beweggründe verstehen können, um endlich Frieden mit mir und meiner Vergangenheit schließen zu können.“

Ruhe habe ich inzwischen dennoch gefunden, trotz der vielen, immer noch offenen Fragen zu den Hintergründen meiner Entstehungsgeschichte. Aber, da ich im vergangenen Jahr das große Glück hatte, mit dem Verein „Lebensspuren e.V.“ in Wernigerode in Kontakt zu kommen, zum ersten Mal in meinem Leben in meiner Geburtsstadt verweilen durfte und dort die vielen Schicksalsgenossinnen und –genossen treffen und mich mit ihnen austauschen konnte, schien mir dies, wie ein „endlich nachhause kommen“. Meine früher so lauten Fragen sind leiser geworden, haben sich auf ein Flüstern reduziert, denn mit der Zeit haben manche Unklarheiten

an Bedeutung verloren, ihre endgültige Aufklärung hat nicht mehr die Brisanz von einst, die Prioritäten haben sich verlagert, wahrscheinlich das Ergebnis des Älterwerdens? Die Suche nach meinen Wurzeln erscheint mir wie ein Pilgerweg, auf dem ich mich oft verlaufen habe, der mich letztendlich aber doch auf Umwegen ans Ziel geführt hat. Einmal zurückgekehrt an den Ort des Geschehens, an dem vor über siebenzig Jahren alles begonnen hatte, in einer Zeit abstruser und dekadenter Wertvorstellungen, scheint sich der Kreis doch langsam zu schließen. Trotz des zweifelhaften Starts in diese Welt, kann ich rückblickend sagen, das Leben hat mich zwar um meine Kindheit betrogen, mich andererseits aber auch überreich beschenkt! So gesehen sei doch noch mein Dank an meine Mutter gerichtet. Sie hat sich seinerzeit nicht gegen mich entschieden, sich nicht zu einer Abtreibung durchgerungen, wie viele ihrer Schicksalsgenossinnen, sondern mir durch die Geburt die Chance für dieses doch so wunderbare, facettenreiche Leben gegeben. Viele Turbulenzen haben den ruhigen Fluss durch die Zeit zwar oftmals gestört, mich wieder und wieder auf Wanderschaft geschickt, mich immer wieder auf Zusammenhänge mit dem Lebensborn gestoßen, doch inzwischen scheint es mir gelungen zu sein, in ruhigeren Gewässern zu segeln. Der Sturm hat sich gelegt und einer leichten Brise Raum gegeben, die mein Lebensschifflein nunmehr in beschauliche Buchten zu treiben scheint. Mein unruhiger Geist hat ein gewisses Gleichmaß gefunden, und die langsam einkehrende Stille will ich gerne willkommen heißen und hoffen, dass die Geschichte der Zukunft niemals mehr eine so menschenverachtende Institution wie den Lebensborn hervorbringt.

Gudrun Sarkar  
Burghausen im Sommer 2012

Für meine Kinder Natascha, Indrani und Oliver